

(Nachdruck verboten.)

## Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Norderstraße Nr. 7.

1) Quer über das kleine, niedrige Fenster mit den vielen Fensterscheiben war eine verschliffene Halbgardine gespannt. Davor saß sie, über die Nähmaschine gebeugt, unter dem hereindringenden Wintertag, der ein dünnes, bläuliches Randlicht über den feinen Hinterkopf herabsandte und über den Haarknoten und den Nacken und über den gestreiften weißen Strich in dem Halsausschnitt.

Die Stahlfläche schimmerte kalt in dem grauen, ärmlichen Licht, und der weiße Larkatan, an dem sie nähte, wurde ganz bläulich. Die Schere lag daneben und zitterte, und die Spulen und der Fingerhut warfen Schlagschatten auf die Mahagoniplatte.

Das Randlicht glitt weiter vom Kopf hinab über den gebeugten Rücken und verlor sich im Schatten.

Ihr Gesicht verschwand im Halbdunkel, aber das Profil hob sich von der hellen Halbgardine ab. Die graue Kleider-taille saß stramm über den Schultern und die waren gerade und breit. Am meisten leuchtete die Hand, die groß war und auf der blanken, kalten Stahlfläche lag und den Stoff unter die Nadel führte. Das Licht reichte nicht weit hinein. Auf der blaugestrichenen, gefälten Wand ihr gegenüber gelangte es gerade bis an den Deldruck von Kronprinzessin Viktoria, die in hellblau ausgeschnittenem Kleide, eine karmoisinrote Rose am Busen, da saß, und zu der einen von Kronprinz Gustavs gelben Epaulettes daneben.

In der Ecke am Ofen war es am dunkelsten.

Dort stand Mutter Christiansen und kochte Essen. Das war die Küche. Ihr Rücken war eingefallen und schmal und hatte zwei helle Flecken auf dem dunkleren Stoff.

Daneben saß ein blasser, zwölfjähriger Junge und las im „Tag“ und hustete. Er hustete höhl und angestrengt und räusperte sich, wie etwas aus und trat darauf.

Albertine sah von ihrer Arbeit auf.

„Du, Eduard!“

„Ja!“

„Ist es da nicht zu dunkel zum Lesen? Du verdirbst Dir die Augen.“

„Ach ne, — ich glaub nich.“

„Daß es auch so gräßlich dunkel sein muß, noch dazu mitten am Tage.“

„Ja, das kommt von dem Seenebel da draußen im Fjord.“

„Wieviel mag die Uhr eigentlich sein?“

„Ich denk' mir, es is' so um eins herum.“

„Dann mußt Du wohl gehen, Eduard — sonst kommst Du zu spät für den Doktor, und dann wird er böse, das weißt Du.“

„Ach was, das is' nich' so schlimm!“ Er hustete und räusperte sich.

Die Alte wandte ein vergrämtes, verweintes Gesicht um und sah ihn an.

„Ja, es is' schrecklich dunkel,“ sagte sie.

Albertine hatte sich über die Maschine gebeugt und trat und zog, nahm hin und wieder die Schere und schnitt die Fäden ab und legte sie wieder auf die Tischplatte, so daß sie klirrte, wechselte die Spule, beugte sich wieder herab unter dem kalten Licht und nähte weiter.

Sie hatte eine halbe Stunde ununterbrochen genäht, der Fuß hielt mit dem Treten inne, mit der rechten Hand hielt sie das große Rad an, richtete sich ein wenig auf und streckte sich. Mit der Linken schob sie die Halbgardine ein wenig zurück und sah in die Norderstraße hinaus. Da stand ein hoher, grauer Bretterzaun mit einem Fabrikshornstein dahinter, der zu dem schweren, fast schwarzen, kalten Himmel gerade gegenüber aufragte. Auf der Straße lag schmutziger Schnee und Eisschlamm. Kein Mensch war zu sehen.

Sie ließ die Gardine fallen.

Ehe sie wieder zu nähen anfing, lehnte sie sich in den Korbstuhl zurück und legte den Kopf hintenüber.

Das Winterlicht glitt bleich über das Gesicht, in dem die Haut ebenso weiß war wie der Nacken über dem gestreiften Strich, der am Halsausschnitt hervorguckte, und über dem breiten, hohen Busen mit der grauen Taille darüber, in der eine Menge Stechnadeln steckten.

Die Nase war gerade, die Augen waren groß und müde, die Lippen schmal.

„Ja, es ist gräßlich, daß es so dunkel ist — man sollte glauben, es sei Nacht. Ob es wohl wieder gutes Wetter wird?“

„Na ja, ihr könnte es ja eigentlich einerlei sein, ob es gutes Wetter würde oder nicht, sie mußte ja doch den lieben langen Tag an der Nähmaschine sitzen. —“

„Du, Mutter!“

„Ja.“

„Wie lange, glaubst Du, hab' ich hier auf diesem Fleck gefressen?“

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Drei Wochen und fünf Tage.“

„Ja, ich weiß nicht, warum Du nicht ausgehst.“

„Ich soll ausgehen? Kann ich vielleicht nackt auf die Straße gehen? Magst Du es, daß ich mit einem gestrickten Tuch um den Kopf gehe wie ein Fabrikmädchen? Nein, lieber will ich das tun, worüber ich nun die letzte halbe Stunde nachgedacht habe. Aber ich sag' ja auch gar nicht, daß ich aus will, ich sag' bloß, daß ich jetzt akkurat drei Wochen und fünf Tage in der Stube gefressen hab' — weiter sag' ich ja gar nichts!“

„Ich will Dir gern meinen feinen Schal leihen, wenn Du den haben willst.“

Albertine lachte.

„Das Umhängelagetuch, womit Du konfirmiert bist, ach nein, — am hellen Tage im Maskeradefestum!“

„Ja, aber raus mußt Du, sonst wirst Du mir noch ganz elend, wenn das so weiter geht.“

„Ach was!“

„Kannst Du denn nich' hingehen und Deine Sachen einlösen?“

Die Stimme vom Ofen her klang immer weinerlicher.

„Hab' ich vielleicht die zehn Kronen? — Müßen wir nicht morgen die Miete bezahlen? — Ne, das geht nich'. Ach, nein — es ist ja auch gar nicht so notwendig. Die Sache ist ja nur, daß ich heut akkurat drei Wochen und fünf Tage in der Stube gefressen hab', — zum Weinen ist das doch nich'! Denn am 19. März haben wir die ganze Geschichte verpfändet — und am 20. hat sich Vater für das Geld das Billett gekauft — und den 21. ist er abgereist.“

Eduard hustete.

Mutter Christiansen wandte sich um, auf ihrer einen Wange schimmerte eine Träne dahinten im Dunkeln.

„Kannst — Du — nich' — Dline bitten, daß sie Dir was leiht?“

„Nein. Lieber sit' ich hier bis an den jüngsten Tag, als daß ich sie um ihren Regenmantel bitte. Ja lieber will ich wie eine Fabrikarbeiterin mit 'm gestrickten Kopftuch gehen — aber zum Weinen is' das doch nich' Mutter! Ich bin ja gar nich' so auf's Ausgehen erpicht, und gutes Wetter haben wir doch auch nich'!“

Die Sachen einlösen? Ja — wenn sie die zehn Kronen hätte — es sollt' nicht lange dauern, bis sie beim Pfandleiher wär', — das war gewiß.

Den Regenmantel von Dline leihen! Nein — nein — sie hatte es sich ja fest vorgenommen, nie etwas von Dline zu leihen. Am liebsten wollt' sie nicht einmal Dlinens Namen nennen hören, geschweige denn ihren Regenmantel leihen. Das konnte ihr nicht einfallen — nicht einmal im Traum. — Nein — lieber wollt' sie — sie wußte nicht was — und Dline war ja außerdem so besorgt um den Regenmantel. Und das war ja auch so erklärlich — er hatte ja fünfzig Kronen bei Mantel-Holm gekostet — das war für sie nun freilich nicht der Grund, aber sie wollte nichts von Dline leihen — sie wollte nichts mit Dline zu schaffen haben.

Mit der linken Hand hob sie die Halbgardine in die Höhe. Noch ebenso dunkel und schwer. Ein schwarzer Rauch stieg

aus dem Fabrikshornstein auf, und kein Mensch war zu bliden — geschweige denn irgend etwas Amüsantes.

Sie legte die Näharbeit wieder zurecht, sah nach, ob alles in Ordnung war — beugte sich herab, versetzte dem Rad einen Puff und fing an zu treten — erst langsam — dann immer schneller und schneller, bis die Nadel wie rasend auf demselben Fleck dahinsaupte.

Eduard hustete.

„Mußt Du jetzt nicht gehen, Eduard?“ fragte Mutter Christianen und wandte sich um.

„Wieviel ist die Uhr?“

„Ich hör' sie eben drüben bei Olfens halb zwei schlagen.“

„Nicht mehr — und schon so dunkel — das is' gräßlich.“

„Ja, es is' gräßlich.“

„So, nu' geh' ich gleich.“

Mutter Christianen wandte sich wieder um, so daß die beiden Flicken auf ihrem Rücken sichtbar wurden.

Nein, von Oline wollte sie nichts leihen — war es nicht schon genug, daß alle darüber sprachen, daß sie ihr wie aus dem Gesicht geschnitten sei — sollte sie nun auch noch mit ihren feinen Kleidern gehen?

Ach ja — Oline war jetzt gewissermaßen anständig und verheiratet, und den Mantel hatte sie neulich für fünfzig Kronen bei Mantel-Holm gekauft — aber das war einerlei — sie würden ja doch sagen, mit Albertine käme es gerade so wie mit Oline — es war ihr, als höre sie Mutter Olfens Geträtsche schon. Aber da sollten sie sich denn doch geirrt haben. Nein — lieber wollt' sie nie im Leben schöne Kleider anziehen. — Bloß Oline wegen — denn sobald sie sie an hat, hieß es ja doch: — Na, sehen Sie doch bloß mal Albertine — ach ja! Wo kriegt die wohl die feinen Kleider her? Ja, sie kriegt sie gewiß billig. Sie bezahlt natürlich bar, das kann ich mir ja denken. Ja, es war gar nicht anders möglich, mit der muß es ja so kommen, bei dem Vorbild! — Ja, so würden sie reden, so würde Mutter Olfen schwadronieren, und die andern würden mit einstimmen. Und was würde Valeria wohl sagen? Knack — knack — da war etwas an der Maschine in Unordnung. — Nein, — nun ging sie wieder, hup, ihr graute vor ihr selbst.

„Ja, denn geh' ich nu,“ sagte Eduard, „nu komm' ich noch früh genug hin.“

„Kommst Du morgen wieder und liest den „Tag“?“

„Ja, wenn ich kann.“

Er ging langsam zur Tür hinaus.

Albertine hob die Gardine in die Höhe und sah ihm auf der Straße nach.

Der Rücken war so schmal in der Jacke geworden.

„Er sieht schmal aus!“ Mutter Christianen nahm den Scheuerlappen und wischte das auf, was er ausgespien hatte.

„Es ist Blut,“ sagte sie, wandte sich wieder um und machte sich am Ofen zu schaffen.

„Du mußt wirklich sehen, daß Du 'ne neue Taille kriegst, Alte. Es geht nicht an mit den Flicken auf dem Rücken.“

„Ach, für mich is es doch all egal,“ sagte Mutter Christianen, und weinte vor sich hin.

Die Worte verschwanden halb dahinten in der Dunkelheit.

„Nein, ich will Dir eine Taille nähen, die ordentlich ist, wenn ich dies Ballkleid nur erst fertig hab'. Denn es geht wirklich nicht mehr mit den Flicken.“

Ja, das wollte sie tun — sie wollte ihr eine hübsche Taille nähen — denn es war ja gräßlich, so wie sie ausah. Ach ja — daran waren wohl nicht die Flicken allein schuld, und es war gewiß schwer, auf dem Rücken eine Taille ordentlich zum Sitzen zu bringen — der troh ja mit jedem Tag mehr und mehr zusammen.

Alle die Falten und Runzeln, die quer über den Rücken liefen — die waren erst in letzter Zeit gekommen, Ja, ja, sie wollte ihr eine Taille nähen, und sie sollte nett und ordentlich aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Oberwälder.

Von Alfred Bod.

„Ich stelle vor allen Dingen fest,“ antwortete der Schulinspektor in seiner milden, gewinnenden Weise, „Sie stehen makellos da! Sollte die Kasse wirklich falsch sein, wäre das sehr zu beklagen. Allein es wird

niemand, der bei klaren Sinnen ist, einfallen, Ihnen etwas zur Last zu legen. Sie hatten den guten Willen und hatten den guten Glauben. Ich kann es wohl verstehen, daß Sie der Undank und die Unvernunft der Bauernschaft hier in innerster Seele empören, daß Sie niedergedrückt und mißmutig sind. Aber ich meine, gerade wir Lehrer, die wir in unserm Beruf so viel Gleichmut und Selbstverleugnung beweisen müssen, wir sollten mehr als andere Menschen gegen derlei schmerzliche Erfahrungen gewappnet sein. Herr Weilandt, ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rat, tun Sie keinen Schritt, den Sie hinterher bereuen. Schullehrerbrot, heißt's, ist saures Brot. Aber es ist doch Brot. Das Leben stellt uns vor Aufgaben, vor größere und vor kleinere. Die Sie übernommen haben, ist wahrlich nicht die geringste. Sie sind der geborene Schulmann. Was Sie lehren, lebt in Ihnen. Davon hab ich mich oft überzeugt. Ich will nicht sagen, daß Sie fertig sind — wer darf das von sich behaupten? — aber Sie werden weiter kommen. Daß wir Lehrer so in der Stille schaffen, gibt unserm Beruf eine besondere Weihe. Früher oder später geht uns allen einmal die Erkenntnis auf: wir müssen die Kraft nicht bei andern, wir müssen sie in uns selber suchen!“

Der alte Herr war warm geworden. Er zog das Schnupftuch hervor, fuhr damit über die Stirn und endete: „Ich hab mit dem Herrn Pfarrer alles überlegt. Sie bleiben keinen Tag länger hier. Ich schide Ersatz für Sie herauf. Packen Sie Ihre Sachen. Der Herr Pfarrer wacht darüber, daß sie Ihnen nachgeschickt werden. Nehmen Sie acht, auch vierzehn Tage Urlaub. Dann erwarte ich Sie in Lauterbach. Daß Sie eine passende Stelle bekommen, lassen Sie meine Sorge sein.“

Weilandt ergriff seines Vorgesetzten Hand und preßte sie.

„Herr Schulrat, es ist zuviel, was Sie für mich tun. Halten Sie's nicht für Störrigkeit oder gar für bösen Willen, wenn ich Sie wegen meiner Zukunft um Bedenkzeit bitte. Ich muß erst sehen, ob ich die Herzensfreudigkeit wiederfinde, ohne die ich mir mein Lehramt nicht denken kann.“

„Sie werden sie finden,“ sagte der Schulinspektor nachdrucksvoll. „Sie werden zu mir kommen und werden nach wie vor mit voller Hingabe Ihre Berufspflicht erfüllen.“

Weilandt begleitete seinen Vorgesetzten an den Wagen und machte sich darauf ans Werk, seine Sachen in Ordnung zu bringen. So gering seine Habe war, hatte er doch bis in den späten Nachmittag hinein zu tun.

Gegen Abend erschien der Pfarrer. Sie beredeten alles. Dann nahm Weilandt sein Känzlein und verließ mit dem geistlichen Herrn die Stätte seines Wirkens. Ohne daß sie jemand bemerkte, gingen sie um den Schulgarten herum und wandten sich der Staatsstraße zu. Als sie diese erreicht hatten, blieb der Pfarrer stehen und sprach: „Es tut mir sehr leid, Herr Weilandt, daß wir uns trennen müssen. Wie man auch heuer darüber denken mag, ich glaube, wir zwei hätten das alte Wort wahr gemacht: Pfarrer und Schullehrer gehören zusammen. Sie haben das Gute gewollt und haben Schlimmes erfahren. Das Gute trägt seinen Lohn in sich. Die Gott gefallen, werden durchs Feuer der Trübsal bewährt. Leben Sie recht wohl!“

Er trat den Rückweg an. Weilandt schaute ihm nach, bis er hinter den Bäumen des Rabenwäldchens verschwunden war.

Drunten zu beiden Seiten des Baches zogen sich die Gassen und Gäßchen des Dorfes hin. Aus den Schornsteinen kräuselte der Rauch empor. Unweit der alten Fachwerkkirche grüßte das neue Schulhaus herauf. Da lag der „Ritter“, ein paar Häuser weiter des Peter Margolfs Gehöft.

Weilandt übermannte der Schmerz, aber er raffte sich auf und schritt bergab der Kreisstadt zu.

12.

Auf das dringliche Schreiben des Fockelsheinrich hin hatte der Verband der hessischen Genossenschaften in Darmstadt einen Revisor geschickt, einen erprobten Beamten, der in Ausübung seines Berufs schon manchmal bessernd und ordnungschaffend eingegriffen hatte. Im Hause des Bürgermeisters, wohin der Geldschrank und die Bücher der Spar- und Darlehnskasse verbracht worden waren, begab er sich an die Arbeit. Er nahm zunächst den baren Kassenvorrat auf und verglich ihn mit dem Saldo des Einnahme- und Ausgabejournals. Darauf ging er die einzelnen Konti durch, schloß sie ab und prüfte die Urkundensammlung, wobei ihm

Der Beigeordnete gute Dienste leistete. Endlich stellte er die Vermögensstücke und Schulden einander gegenüber und gewann so die Bilanz.

Als ein gewissenhafter Mann rechnete er alles doppelt und dreifach nach. Dann erst ließ er die Kassenmitglieder durch den Ortsdiener zu einer Versammlung laden.

Schon vor der festgesetzten Stunde war die Oberstube im „Ritter“ so voll, daß keine Stecknadel mehr zur Erde konnte. Auch Vorstand und Aufsichtsrat waren erschienen. Nur der Peter Margolf fehlte.

Als der Revisor eintrat, herrschte tiefe Stille. Die einen stellten sich gleichgültig, die anderen blickten bänglich drein, wie wenn's ihnen an den Kragen ginge.

Der Beamte, ein großer, schlanker Herr in den vierziger Jahren, legte seine Papiere zurecht, räusperte sich und sprach: „Ich habe den Auftrag erhalten, die Spar- und Darlehnskasse zu revidieren. Das ist geschehen. Ich teile Ihnen das Ergebnis mit. Was an barem Gelde vorhanden ist, stimmt mit dem Ueberschuß des Einnahme- und Ausgabejournals überein. Die Bücher sind durchweg tadellos geführt. Wegen der Schuldscheine muß ich mich auf die Aussage des Herrn Beigeordneten berufen, weil ich die Verhältnisse der Kassenmitglieder nicht kenne. Der Rechner hat mehrfach Leuten Geld gegeben, die nicht kreditwürdig sind. Auch die Bürgen sollen tief in Schulden stecken. Hier drohen der Kasse Verluste. Nach meiner Schätzung nicht mehr als dreitausend Mark. Ich komme zu der unglückseligen Geschichte mit der Hypothek. Ich kann Ihnen da nichts Neues erzählen. Sie wissen bereits: die fünfzigtausend Mark werden, wenn nicht ganz, so doch zum größten Teil verloren gehen. Es fragt sich nur, wer für den Schaden aufzukommen hat. Vorstand und Aufsichtsrat haben ihre Prüfungspflicht gröblich verlegt. Wie ich höre, sind es Herren, die als wohlhabend gelten. Sie werden in den sauren Apfel beißen müssen, werden ersetzen, was sie verklempert haben. Weigern sie sich, kommt es auf eine gerichtliche Entscheidung an. Derlei Fälle habe ich öfter erlebt. Der Prozeß fiel jedesmal zuungunsten der Beklagten aus. Die Gerichtskosten waren beträchtlich. Ich kann den Herren nur raten, die Sache auf gutlichem Wege zu ordnen. Nun zur Bilanz. Ich beschränke mich darauf, Ihnen die wichtigsten Ziffern zu nennen.“

Er setzte seinen Zwiicker auf, nahm seine Belege zur Hand und las die einzelnen Posten vor.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Laubenkolonist.

Wir stehen jetzt im Zeichen der Geflügelausstellungen; sie beginnen gewöhnlich im Oktober-November mit dem Junggeflügel und sehen sich dann als allgemeine Ausstellungen bis in den Februar fort. Die bedeutendste Junggeflügel-Ausstellung, die alljährlich stattfindet, ist die Hannoverische; sie wird von allen maßgebenden Züchtern des ganzen Deutschen Reiches besucht. Die größte allgemeine Ausstellung ist die sogenannte nationale, alljährlich veranstaltet vom Klub deutscher und österröichisch-ungarischer Geflügelzüchter. Diese Ausstellung ist eine Wanderausstellung, wie die Ausstellungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. 1910 hatten wir sie in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoo.

In den Tagen vom 19. bis 22. November dieses Jahres fand in Berlin, und zwar wieder am Zoo, eine große Ausstellung des hiesigen Vereins Cypria statt, der nunmehr fast 50 Jahre besteht. Diese Ausstellung umfaßte ungefähr 6800 Nummern und kann in bezug auf ihre Bedeutung den großen nationalen Ausstellungen an die Seite gestellt werden.

Auf dieser Ausstellung, auf der nationalen, der Hannoverischen Junggeflügelchau und einigen anderen, darf auch in den Konkurrenzklassen nur verkäufliches Geflügel ausgestellt werden. Es werden da für jede häufig gezüchtete Rasse, ja für jeden Farbschlag dieser Rassen, zahlreiche Klassen ausgestellt, davon solche für Tiere zum Verkaufspreis bis zu 50, bis 75, bis 100 und über 100 Mark das Stück. In den erst genannten Klassen darf die angegebene Höchstgrenze des Verkaufspreises natürlich nicht überschritten werden, und der Züchter, der hier einige seiner Lieblingstiere ausstellt, muß gewärtig sein, daß sie verkauft werden, so schwer er sich auch oft von ihnen trennt. Wer sich deshalb unter allen Umständen vor dem Verkauf eines lieb gewordenen Tieres schützen will, dem bleibt es nur übrig, in der Klasse für Tiere zum Verkaufswert von über 100 M. auszustellen und dann die Preise so festzusetzen, daß er menschlicher Voraussicht nach gegen den Verkauf geschützt ist. So entstehen die Preise von 300, 500 bis 2 und selbst 3000 M. pro Stück, die dem Laien Respekt einflößen. Die mit un-

gewöhnlich hohen Preisnotierungen versehenen Tiere kommen fast ausnahmslos zu den Besitzern zurück, wenn es auch gelegentlich passiert, daß ein berrückter Hühnerfröhe, dem bares Geld recht lose in der Tasche sitzt, 2—500 M. für ein besonders schönes Exemplar einer Moderrasse aufwendet.

Zu den bevorzugtesten Modehühnern gehören beispielweise die gestreiften Plymouth-Rocks. Sie sind, wie schon der Name besagt, amerikanischen Ursprungs. Es handelt sich um prachtvolle, ziemlich schwere, gelbbeinige und gelbschnäbelige, blau und schwarz gestreifte Tiere. So wurde auf der letzten Hannoverischen Junggeflügelchau eine solche diesjährige Plymouth-Moderrasse für 500 M. verkauft, während zwei weitere je 200 M. erzielten. Die Höhe der Geflügelpreise auf den Ausstellungen wird auch durch andere Umstände beeinflusst. Erstens erfordert die Meldung eines jeden Tieres einer Konkurrenzklasse einen Einsatz von durchschnittlich 3/4 bis 4/4 M. und zweitens verlangen die Ausstellungsleitungen 10—15 Prozent Verkaufsprovision. Gewöhnlich sind die Tiere gar nicht einmal zu den Katalogpreisen käuflich, denn alle prämierten Tiere werden entweder am Abend des Prämierungstages oder am letzten Ausstellungstage in der Weise öffentlich versteigert, daß der Katalogpreis den Grundpreis für die Versteigerung darstellt. Was bei dieser Versteigerung über den Katalogpreis erzielt wird, fällt zur einen Hälfte dem Aussteller, zur anderen Hälfte der Ausstellungs-kasse zu. Wenn Tiere mit Grundpreisen von 1000—3000 M. angeboten werden, so erfolgt natürlich kein Gebot, handelt es sich aber um Tiere, die mit 30—60 M. im Katalog stehen, und von sachkundigen Preisrichtern hoch bewertet wurden, so wird im Wege der Steigerung nicht selten ein Betrag erzielt, der den Katalogpreis um 100 Proz. und mehr übersteigt. Bei der letzten nationalen Geflügelausstellung, die 1910 in Berlin stattfand, erbrachte die an einem Vormittag vorgenommene Versteigerung eine Summe von etwa 30 000 M. Bei der letzten Cypria-Ausstellung am Zoo war die Kauflust aber außerordentlich gering; es wurde nur sehr wenig verkauft. Das billigste Huhn der verflochtenen Cypria-Ausstellung fungierte mit einem Verkaufspreis von 10 M. im Katalog, es folgten eins mit 12, 3 mit 15, 1 mit 18, dann kamen die Verkaufspreise von 20, 25 und 30 M. und höher.

Die Beteiligung an solchen Ausstellungen ist unter allen Umständen eine außerordentlich kostspielige und zeitraubende. Die Ausstellungsbedingungen sind oft so rückständig wie nur möglich. So soll jedes Tier in einem besonderen Korb verpackt werden. Das ist in vielen Fällen absolut unnötig, zum Beispiel wenn man in verschiedenen Klassen Hahn und Henne ausstellt, deren Verwechslung ja ausgeschlossen ist; wenn man drei Hühner mit gleichen Verkaufspreisen in der gleichen Klasse konkurrieren läßt, oder drei Tiere verschiedener Rassen einschickt. Auf der Berliner Ausstellung wurde auch für jedes einzelne von außerhalb kommende Tier ein besonderes Attest gefordert, in dem die zuständige Polizeibehörde bescheinigt, daß am Herkunftsort und im weiteren Umkreise in der letzten Zeit keine Geflügelseuche geherrscht hat. Es liegt doch klar zutage, daß ein einziges solches Attest für die gesamte Einfuhr eines Ausstellers genügend.

Je größer die Ausstellungen sind, und je größer die Konkurrenz in einer Klasse ist, um so geringer werden natürlich auch die Ausschüß auf die Erlangung von Preisen. In der Regel fallen auf 12 Nummern in einer Konkurrenzklasse je ein erster, zweiter und dritter Preis. Ist eine Konkurrenzklasse mit 15, 20 und mehr Tieren besetzt, so kommt zum ersten Preis noch ein 1a, zum zweiten noch ein 2b-Preis und so fort. Bei großen Ausstellungen, wie die der Cypria kommt es vor, daß weit berühmte Züchter, die mit ihrer Spezialklasse in 15 und 20 verschiedenen Konkurrenzen vertreten waren, fast oder ganz leer ausgingen. Lobende Anerkennungen werden allerdings reichlich ausgeteilt; für diese kann man sich aber nichts kaufen, denn sie werden nicht honoriert. Will man sie aber auf einem Diplom bescheinigt haben, so muß man noch 3 M. extra dafür zahlen. Von den für jede Konkurrenzklasse eingezahlten Geldern steckt der veranstaltende Verein zunächst erst einmal 25 Proz. für allgemeine Unkosten in die wertere eigene Tasche. Die verbleibenden 75 Proz. werden dann prozentual auf die Preisträger verteilt. Die kleinen Züchter lassen natürlich bei der Ausstellungsbeteiligung in den meisten Fällen Haare, aber auch die großen und berühmten, die mit den außerlesenen und kostbarsten Tieren erscheinen, werden bei einer Schlussabrechnung immer wieder die Entdeckung machen müssen, daß die erhaltenen Geldpreise in mehr oder weniger erheblicher Weise hinter den Gesamtkosten zurückbleiben. Außer den Geldpreisen werden noch Staats- und Ehrenpreise verteilt, wofür aber nur solche Tiere in Frage kommen, die erste Klassenpreise errungen haben. Diese Ehrenpreise sind Zusatzpreise, und soweit sie von Spezialvereinen gestiftet werden, sind sie fast ausnahmslos nur den Mitgliedern dieser Vereine erreichbar. Die Staatspreise und die Ehrenpreise der Landwirtschaftskammer werden in Preußen nicht von den Preisrichtern, sondern auf Vorschlag des Obmannes der zuständigen Kammer vergeben. Diese Preise waren seit Jahren Lauben überhaupt nicht mehr zugänglich, von jetzt ab können wieder einige wenige Nutlaubentrassen darum konkurrieren. In der Hauptsache sind sie aber für die wenigen Rassen und Farbschläge des Großgeflügels bestimmt, das die zuständige Landwirtschaftskammer als Nutgeflügel anerkannt hat. Diese Auswahl der Landwirtschaftskammer ist eine höchst einseitige und ansehbare. So kennt die brandenburgische Landwirtschaftskammer von den Orpington-Hühnern nur zwei Farbschläge,

ben gelben und weißen, als **Ruhhühner** an, alle anderen Farbenschlüge, darunter auch der älteste, der schwarze, haben keine Gnade vor ihren Augen gefunden. —

Es ist nicht unwichtig, festzustellen, daß die an höchsten Stellen so verpönte **Rassegeflügelzucht** überhaupt die Grundlage jeder **Ruhgeflügelzucht** bildet. Ohne die Zuführung frischen Blutes durch die **Rassegeflügelzüchter**, wäre die landwirtschaftliche **Ruhgeflügelzucht**, wie man zu sagen pflegt, schon längst auf den Hund gekommen. Es gibt heute auf den Bauernhöfen überhaupt kein deutsches Landhuhn mehr. Es läuft dort durchweg eine ganz verbafterte, degenerierte und im höchsten Grade vernachlässigte **Hühnersippchaft** herum, die man gemeinhin mit der Bezeichnung **Misttraker** belegt hat. Die rein durchgezüchteten Schlüge des deutschen Landhuhns, wie die **Hamburger**, **Namelslöcher**, **Ratenfelder**, **ostriessische Möwen**, **Brakel**, **Thüringer Hartshühner**, **Westfälische Krüper** usw., verdanken wir nur der sachverständigen und ausdauernden Pflege der **Rassezüchter**. Leider stehen alle diese prächtigen und nützlichen Tiere heute im Hintertreffen; es gibt nämlich auch eine **Hühnermode**. In meiner frühesten Jugend, als ich in einem, aus einigen ausgedienten Kisten zusammengenagelten **Hühnerstall** meine ersten schüchternen **Zucherversuche** unternahm, waren die **französischen Rassen Trumpf**; heute sind sie vollständig von der Bildfläche verschwunden. Auf der **Cypria-Ausstellung** war als **Lehler der Mohitaner** ein einziges **Tier französischer Rasse** vertreten: ein **Grébe-Coeurhuhn**.

Aber auch nach anderen Richtungen war die genannte **Ausstellung** hochinteressant. Fast alle unsere schweren **Ruhhühnerassen**, die heute **Trumpf** sind, führen in ihren Adern das **Blut zweier asiatischer Hühnerassen**, deren Einführung und Verbreitung wir ausschließlich dem **Aufschwung der Sport- und Ruhhühnerzucht** zu verdanken hatten. Diese **Rassen** sind die **Cochins**, die in vielen Farbenschlügen gezüchtet werden, und die **Brahmas**, in einem hellen und einem dunklen Farbenschlüge bekannt. Beide **Rassen** sind gewöhnlich **Tiere mit gewaltiger Fußbefiederung**, aber auch mit ungewöhnlich starkem **Knochenbau**, der sie als **Tafelhühner** minderwertig macht. Bei den **Brahmas** unterscheidet man zwei **Zuchtrichtungen**: eine **englische**, die natürlich ausschließlich dem **Sport** Rechnung trägt, und die der **praktischeren Amerikaner**, durch die die **Nußeigenschaften** wesentlich verbessert wurden. Beide **Rassen** sind aber **schlechte Leger**, mit einer fast unbezähmbaren **Brutlust**. Obwohl sie gute **Brüter** sind, eignen sie sich doch nicht als **Brüter** und **Mütter**, da sie, weil **schwer** und **unbeholfen**, mit ihren **starkbefiederten Füßen** viel **Eier** und **Küden** zertreten. Die **beliebtesten** der schweren **Rassen** sind zurzeit die **Whandottes**, in den **Einzelkonturrenzen** der **Cypria-Ausstellung** in **310 Stück** vertreten waren, die **Orpingtons** (**287 Exemplare**) und die **gestreiften Plymouths** (**206 Exemplare**). In diesen **Zahlen** sind die **Tiere der Sammelstämme** und der **Herden** nicht mit einbegriffen. Wie die **Liebhaberei** oft einen **besonderen Farbenschlüge** bevorzugt, darüber geben die **Plymouths** der **Cypria-Ausstellung** **interessanten Aufschluß**. Den **306 gestreiften Plymouths** standen nur **6 weiße** und **3 Tiere** in anderen **Farbenschlügen** gegenüber. Die **gestreiften Plymouths** verdienen aber in der **Tat** diese **außerordentliche Bevorzugung**. Sie sind in ihrer **edlen Haltung**, in ihrer **imposanten Größe** und in ihrem **prächtigen blauschwarz gestreiften Kleide** ganz **hervorragende Schmuckhühner** und dazu **Ruhhühner** **allerersten Ranges**. Ich selbst züchte sie seit **drei Jahren** mit **Eifer**. Was ich an ihnen **schätze** ist die **Beweglichkeit**, das **fleißige Futterfresser**, die **Zutraulichkeit**, die **frühe Reife** und die **geringe Brutlust**. **Vorzährige Hennen**, die bei mir im **August** des **ersten Lebensjahres** mit dem **Legen** begannen, zeigten erst **12 Monate** später die **erste Brutlust**, die nach **wenigen Tagen** vorüber war. Zur **Brut** habe ich deshalb immer **einige Orpingtonshennen**, die **durchschnittlich dreimal** im **Jahre** **brutlustig** werden, was die **Eierproduktion** in **höchst unangenehmer Weise** **beeinträchtigt**.

Ich habe schon früher einmal an dieser Stelle **ausgeführt**, daß ich die **schweren Rassen** in **erster Linie** für **solche Züchter** **empfehle**, die die **Tiere** in einem **abgesonderten Laufraum** halten müssen, denn sie stellen an den **Raum** **geringere Ansprüche** und **übersiegen** **selten eine auch nur 1½ Meter** **hohe Einfriedigung**. Anders sieht es mit den **leichteren Rassen**; sie sind **verhältnismäßig gute Flieger** und **brauchen** **ausgedehnten Laufraum**. Ihre **Zucht** ist **besonders** **da lohnend**, wo man **unbeschränkten Auslauf** auf **Wiesen** oder **Oed- ländereien** **gestatten kann**. In **solchem Falle** kommt man vom **Frühling** bis zum **Herbst** mit **20 Gramm Körnerfutter** pro **Tier** und **Tag** aus, während man sonst **neben Weid- und Grünfutter** **mindestens 50 Gramm Gerste** pro **Tag** **bieten** muß. Unter **leichteren Verhältnissen** **hört natürlich die Ruhhühnerzucht** **auf**, **lohnend** zu sein. Die **beliebtesten Ruhhühner** unter den **leichteren Rassen** sind zurzeit die **Italiener**, dann folgen die **Minorca**, eine **spanische Rasse**; **eritere** waren auf der **Cypria-Ausstellung** in den **Einzelkonturrenzen** in **etwa 400 Stück**, **letztere** in **360 Stück** **vertreten**. Beide **stellten** **damit** die **stärkste Vertretung** aller **Hühnerassen** der **Ausstellung**. **Winterleger** sind diese **Rassen** aber **nur** in **beschränktem Maße**. Sie **stammen** aus **warmen Klimaten** und ihre **gewaltig entwickelten Kämme** **leiden** bei **Krost** **schwer** **Not**, **erfrieren** sogar in **strengen Wintern**, was die **Vegetätigkeit** **ungünstig** **beeinflusst**. Die **besten Winterleger** sind **immer** **nach**, **von** **unseren** **rein durchgezüchteten Landhühnerassen** **abgesehen**, die **kleinkämmigen Vertreter** der **schweren Rassen**, also **Plymouths**, **Whandottes** und **Orpingtons**.

Hd.

## Kleines feuilleton.

**Ich träume . . .** Wenn die Leute ihre Traumgedanken drucken lassen, so wollen sie gemeinhin allerlei poetisches Saccharin über die Grenzen der Wirklichkeit schmuggeln. Ich träume ganz nächsterne Prosa aus der Zeitung einer Zukunft, in der es ein eifriges Geschäft der Staatsanwälte sein wird, Menschen wegen politischer Täuschungsversuche und Vorspiegelungen zu verhaften. . . . Ich träume . . .

Die Brienpanik wegen drohender Kriegsgefahr ist einem gewaltigen Aufschwung aller Kurse gewichen, infolge der Meldung, daß die Leitung der sozialdemokratischen Internationale einen Kongreß einberufen hat, der zu den schwebenden Weltfragen Stellung genommen hat.

Auf der Straße wurde gestern ein Greis in erschöpftem Zustand aufgefunden. Man ist auf der Spur der Frevler, die durch soziale Pflichtversummisse das Verbrechen verschuldet haben.

Die 200 Familien der ehemaligen Aristokratie, deren Gold man das erbliche Recht auf Bezug von Arbeitserzeugnissen gelassen hatte, weil sie ohne dieses Privileg angesichts ihrer Entartung und Arbeitsunfähigkeit hätten verhungern müssen, sind dem Erlöschen nahe. Sie weigern sich, Kinder in die Welt zu setzen, um sie nicht der Schande auszuliefern, von ihrem Reichtum zu leben.

Allgemeine Aufregung ruft die Verhaftung eines Verbrechers hervor, der in öffentlicher Rede einen Satz ausgesprochen, an den er selbst nicht glaubte.

Die Vogenzahl, die ein Schriftsteller innerhalb 10 Jahren drucken und herausgeben darf, wurde vom Parlament auf 24 festgelegt. Eine vorgezeichnete Minderheit wünschte die Frist auf 20 Jahre zu erhöhen, weil es unmöglich sei, innerhalb 10 Jahren 24 Vogen reifer, geistiger Erzeugnisse herbeizubringen.

Bei der Wahl des Präsidenten der Weltrepublik wurde ein heftiger Kampf zwischen dem Dichter des schönsten Liebestodes und dem Väter, der die Brotherstellung vervollkommen hat, ausgefochten. Zwei Milliarden mehr wählten den Schöpfer des Liebestodes.

Aus alten Quellen erfährt man von drei schrecklichen Seuchen: Hunger, Wohnungsnot und Arbeitsqual. Welcher Art diese Krankheiten gewesen sind, was die Krankheitserreger waren, hat sich bisher allen Bemühungen der Forschung entzogen. Auch neuerliche Laboratoriumversuche, Hungergefühle — gemäß den alten Schilderungen — zu erwecken, blieben ergebnislos. K. E.

### Völkerrunde.

**Abgelöste Blutrache.** Erst seit 1868 sind die Wochesen dem österreichischen Szepter unterworfen, und noch heute haben sich bei ihnen die Sitten der Montenegro und anderer balkanischen Bergvölker erhalten. Mädchenraub und Blutrache kommen noch häufig vor, aber die letztere wird nicht so wild und ungezügelt ausgeübt, wie auf Korfika, sondern unterliegt einschneidenden Sitten. Ist in einem Streit eine Bluttat geschehen, und das kommt häufig vor, so ist der Mörder der Blutrache verfallen, und wenn er bald darauf den Verwandten des Getöteten in die Hände fällt, so ist sein Schicksal besiegelt. Aber schon legen sich andere ins Mittel und erwirken zunächst einen Waffenstillstand. Währenddessen wird ein Blutgericht aus 48 Männern eingeleitet, von denen jede Partei die Hälfte ernannt. Abgehalten wird das Gericht, da es in Oesterreich verboten ist, in Montenegro unter freiem Himmel. Der älteste der Männer führt den Vorsitz, ein Schreiber Protokoll. Vor ihm steht der nächste Verwandte des Getöteten und neben ihm kniet barhaupt und waffenlos der Mörder, nur die Nordwaffe hängt ihm um den Hals. Etwas weiter davon stehen zwölf Mütter aus seiner Sippe, jede mit einer Biene und einem Kinde darin.

Der Kläger erzählt den Hergang und bittet um ein Urteil nach „altem Serbenrecht“. Der Beklagte beugigt sich, dreimal unter Anrufung Gottes und des heiligen Johannes um Gnade zu bitten. Nach einer kurzen Pause tritt, wie Baumberger erzählt, der Kläger auf den Beklagten zu, nimmt ihm die Waffen ab, umarmt ihn und küßt ihn, indem er ihm Verzeihung verkündet, auf die Stirn. Alle Verwandten folgen seinem Beispiel und die Parteien entfernen sich nun. Die Mütter verhandeln darauf über das Blutgeld, lassen das Urteil schreiben und unterzeichnen es. Darauf wird der Spruch verkündet. Die Summe wird von Wohlhabenden gewöhnlich zu wohltätigen Zwecken gewidmet. Um den Frieden dauerhaft zu machen, tritt man dann in Bruderschaft zueinander und steht gegenseitig Gebatter.